

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 113. Bromberg, den 20. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

Obgleich König Olaf seine Rede nicht unterbrochen hatte, war ihm doch nicht entgangen, was jener fremde Mann ihm zugerufen hatte. Als er mit seinen Entscheidungen zu Ende war, ließ er ins Horn stoßen, zum Zeichen, daß alle stille sein sollten. Dann wandte er sich an das Volk und rief: „Wo ist jener Fremdling im blauen Mantel mit dem Gürtel aus Walroßhaut und dem kurzen Speer in der Hand, der uns vorhin anredete? Er trete vor." Niemand meldete sich.

Der König fragte, ob man wisse, wer jener Mann gewesen sei. Da sagte man ihm: „Es war ein Isländer, der seit einigen Tagen in der Stadt ist und draußen am Hafen eine Hütte gemietet hat."

„Wer kennt ihn", fragte der König, „und mit wem hat er Geschäfte?"

Es stellte sich heraus, daß niemand den Fremden kannte. „Er hatte eine sehr schöne Frau", sagte einer der Hofleute, und auch der Mann meldete sich, der ihm die Hütte verpachtet hatte. „Der Fremde nannte sich Narfi", sagte er, „und bezahlte im voraus. Ein stiller, freundlicher Mann, ehrwürdig, mit grauen Haaren."

„Ich fürchte", sagte der König, „daß er weniger friedlich war, als er sich stellte. Dieses Rätsel, das er mir aufgab, ist mir unheimlich. Wo ist mein Hofmann, „der am Halse trug Schwertes Haus"? Das ist doch wohl die Scheide des Schwertes? Wo ist Scheiden-Grani?" Es zeigte sich, daß er nicht da war. „So bin ich fast sicher", sagte der König, „daß ihm ein Unglück geschehen ist. Lauft schnell zu jener Hütte und bringt mir den Isländer, wenn er noch da ist, und forscht nach Grani — „hinter der Hecke", wie es in dem Rätsel hieß, das der Fremde uns so frech ins Gesicht schleuderte. Jetzt beginne ich es zu verstehen. Aber wer war der Mann? Wer von euch weiß noch das Rätsel?" Niemand hatte darauf geachtet. „Ich aber vernahm es", sagte Olaf, „wenn ich auch seinen Sinn nicht schnell genug faßte. Geht und sucht — ich fürchte, ihr werdet mit einem Toten wiederkommen."

Grani war bald gefunden, aber von Narfi sah man nichts mehr. Die Hütte war leer. Sein Boot im Hafen war verschwunden.

Olaf war sehr zornig, daß jemand einen solchen Totschlag unter seinen Augen gewagt hatte, und daß man nicht einmal wußte, wer der Mann war. Von einem Isländer namens Narfi hatte niemand gehört.

Am nächsten Tag kamen die Schiffer, die Ref begegnet waren, in den Hafen, und als sie von dem Totschlag erfuhren, berichteten sie, was jene im Vorüberfahren ihnen zugerufen hatten. Olaf ließ sogleich zur Versammlung blasen, und als die Männer beieinander waren, sagte er: „Gestern haben sich hier Dinge ereignet, die zum Glück nicht häufig sind. Einer unserer Hofmannen ist von einem Fremden erschlagen worden, beinahe unter unseren Händen, und der, der ihn erschlug, hat uns selber den Totschlag dreist ins Gesicht hinein verkündet. Jetzt weiß ich, wer der Mann war: Ref, der Grönländer, von dessen Mut und List ich schon manches hörte. Ich muß wohl sagen, daß ich die Kühnheit und Schlauheit dieses Mannes bewundere, aber darum soll sein Verbrechen nicht ungestraft bleiben."

Und nun nannte der König Männer, die zu Wasser und zu Lande nach Ref suchen sollten. Vor allem versprach er Granis Bruder Erich jede Hilfe und jeden Beistand gegen den Grönländer.

„Ich werde nicht eher ruhen", sagte Erich, „als bis ich diesen Ref gefunden und nach Verdienst bezahlt habe." Er wollte sogleich mit einem Schiff hinter Ref her. Aber am nächsten Tag kam Ketil Kalb von seiner Islandfahrt zurück und berichtete, welch gutes schnelles Schiff Ref habe und daß er ohne Zweifel auf dem Weg nach Dänemark sei, da er sich schon auf Island so feindlich gegen Olaf gestellt habe. Da hielt König Olaf Erich und die Männer, die Ref folgen wollten, zurück und sagte: „Er hat einen zu großen Vorsprung. Wir wissen aber nun, wohin dieser Fuchs entschlüpfte, und wollen eine bessere Zeit abwarten. Vielleicht findet sich bald eine Gelegenheit, seine Spur aufzunehmen."

König Olaf hatte nämlich mit seinem Schwager König Önund von Schweden verabredet, daß sie miteinander nach Dänemark fahren und das Land heimsuchen wollten, wenn König Knut Magnus nicht daheim, sondern in seinem anderen Reiche, England, sei. Denn noch immer war Krieg zwischen den Königen. Aber die von Schweden und Norwegen hielten in diesen Jahren zusammen gegen Knut den Mächtigen, den Herrn von England und Dänemark.

*

Ref und die Seinen hatten unterdessen gute Fahrt. Der Eisbär bewährte sich auch hier wieder als ein gutes Schiff und lief prächtig vor dem Winde. Sie fuhren an der Küste entlang immer weiter nach Süden, hielten sich aber ziemlich weit draußen auf dem Meere, da die Brandung hier wild und voll Schären und Klippen war. An der Südspitze von Norwegen wandten sie sich nach Osten und kamen an die Nordküste von Jütland. Sie fuhren aber weiter ohne zu landen, bis sie nach Seeland kamen, denn Ref hatte in Nidaros erfahren, daß König Knut in Roeskilde Hof hielt.

Während sie an der Küste von Jütland entlang und zwischen den dänischen Inseln hin segelten, wunderten sie sich über nichts mehr als über die großen Buchenwälder, die allenthalben das Land bedeckten. Es schien ihnen, als hätten sie etwas Köstlicheres nie gesehen, und es mußte wohl ein gutes und fruchtbares Land sein, wo das Holz so gewaltig gen Himmel wuchs. Als sie an die Nordküste von Seeland kamen, konnte Ref die Seinen nicht länger an Bord halten. Alle Gefahr schien jetzt vorüber. Hierher würde kein Schiff König Olafs sie zu verfolgen wagen. Auch fehlte es an frischem Trinkwasser. Aber am meisten lockte sie doch alle das Verlangen, diese mächtigen Bäume aus der Nähe zu sehen und unter ihnen stehend in ihre

hohen gewaltigen Kronen zu blicken. Sie segelten also in eine waldige Bucht, gingen vor Anker und blieben dort drei Tage.

Es war ein Gehöft in der Nähe, gleich hinter einem lichten Waldsaum. Dort bekamen sie frisches Fleisch, Milch, Käse und Trinkwasser. Sie erfuhren auch, daß sie ein wenig zu weit nach Süden gefahren seien und sich mehr nach Osten halten müßten und daß Roeskilde tief im Lande an einem Fjord liege, der sich mannigfaltig winde und strecke.

Ein altes Bauernpaar wohnte auf dem Hof, wohlhabende und freundliche Leute, mit tüchtigen Knechten und Mägden. Wenn ihre Sprache auch ein wenig seltsam war, konnte man sich doch ganz gut verständigen. Nur manchmal mußten sie sehr einer über den anderen lachen, wenn sie irgend etwas mißverstanden und statt eines Eies, um das sie gebeten, etwa ein Kalb bekamen, oder dergleichen, wie es eben zugeht, wenn einer die Aussprache des anderen nicht gewöhnt ist. Bei all dem gingen sie herum wie die Trunkenen. Ref selber bewahrte den Ernst, und einige von den Älteren, Bolli Hackennase und Thormod. Aber die anderen benahmen sich wie ausgelassene Kinder. Sie standen immer wieder mit offenen Mäulern unter den mächtigen Buchenkronen, umarmten die Stämme und maßen, wieviel Männerarme dazu gehörten und welches die dicksten Bäume waren. Sie versuchten hinaufzuklettern und hielten von dort oben Umschau weit ins Land hinein und schrien herab, was sie alles sahen. Und dann entdeckten sie, daß der Wald antwortete, wenn man in ihn hineinrief. Und staunend hörten sie den Gesang der vielen Vögel, die überall in den Zweigen wohnten und ein anderes, wohllautenderes Lied sangen, als das Geschrei der Eidervögel auf den Felsen von Grönland gewesen war.

*

Helga hatte ihre Buben an der Hand und ging still in dem Walde hin und her und blickte immer wieder über sich, und plötzlich wußte sie, was sie so bewegte. Es war hier wie im Dome zu Nidaros, groß und gewaltig die Säulen, golden das Licht der Fenster und himmlisch rauschend der Gesang der Vögel und der Zweige, wie eine herzbeklemmende Musik. Ja, hier waltete wohl eine andere, mildere Gottheit als jener Rotbart, der immer wieder die Seinen in Mord und Gefahr trieb.

Und wenn sie dann aus dem Walde an den Rand der Felder trat und weithin die goldenen Wogen der Weizenäcker sah, und allenthalben Rinderherden auf den Wiesen, alles ruhend in einem großen Frieden und in der Abendsonne wie verklärt von einem niegesehenen Glanz, von milder Luft überweht — ja, da schien ihr, daß sie bisher wie außerhalb der eigentlichen Menschenwelt gelebt, wie unter Trollen und Nachtalben in einer harten, grausig verzauberten Welt voll Eis, Gefahr, Mord und Tod. Hier war ein besseres Reich, angemessener ihrer fraulichen, mütterlichen Seele. Von hier sollte nichts sie wieder vertreiben. Hier wollte sie Herrin sein, auf einem solchen Hof, wie der da war, der dort unter den hohen Eichen leuchtete. Und Vieh wollte sie haben, große Herden, die am Abend heimkamen und leise und dankbar brummten, wenn sie von ihrer Milch befreit wurden. So fett war die Weide. Hier sollten ihre Knaben den Pflug durch die nahrhafte Erde lenken, Sämann, Hirte, Mäher und Drescher sein. Hier sollte Ref das Schiff am Ufer verbrennen, und nie wieder wollten sie in die wilde Welt hinter den Meeren hinaus, wo sie immer in Sorge um die Ihrigen sein mußte, wo ein Mann zu so wilden Taten gezwungen war.

Sie sah plötzlich und mit Entsetzen alle die Erschlagenen, von denen sie wußte, von jenem Thorbjörn an, der Klein-Bardi erschlagen, bis zu diesem letzten, Scheiden-Grani, alle an ihrem und Refs Lebensweg aufgestellt. Grausig zerrten sie immer einer den anderen nach in die Grabesnacht hinunter. So war es Brauch in jenem wilden eisigen Lande. — Aber hier war es anders. Wie mild war die Luft, zarter Duft des Abends, und so tröstlich das Rauschen der großen Äste zu Häupten. Ja, noch einmal dachte sie es, hier wohnten andere, mildere Geister, als jener Rotkopf, der wilde Jäger im Gewitter mit dem blitzenden Hammer. Zart und überwältigend formte sich plötzlich vor ihren Augen das Kreuz aus dem Licht der untergehenden Sonne. „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid." Sie hörte die Stimme des Predigers im Dom zu Nidaros. Ein abendliches Singen irgendwo fernher löste Helga die Tränen. Sie rief ihre Knaben, die währenddessen von Baum zu Baum gesprungen waren und sich gejagt und hinter den Stämmen versteckt hatten. Als sie kamen, beugte sie sich zu ihnen herab, strich ihnen die Haare aus der Stirn und sagte: „Wollen wir hier im Lande bleiben?"

„Ja", riefen alle drei.

„Ja, solche großen Äcker möchte ich haben, so weit, wie man hier sehen kann", sagte Stein, der Älteste.

„Und ich möchte so viel Schafe haben", sagte der Kleinste, Thormod, „daß sie Steins Äcker alle leerfressen könnten."

Björn, der Mittlere, schwieg. Es bildete sich eine Falte auf seiner kleinen Stirn, und er schien über irgend etwas schwer nachzudenken. Die Wünsche seiner Brüder gefielen ihm nicht so sehr. Etwas anderes lockte ihn.

„Ja, und du, Björn?" sagte Helga und lachte ihn an, „was wünschst du dir?"

„Ich", sagte er, „ich wünsche mir so viel Kriegsmannen; solche wie König Olaf in Nidaros hatte, mit Schwertern und Helmen, so viele, daß sie Steins Korn und Thormods Schafe alle zusammen auffessen könnten." Jetzt wurde Helga ernst, legte ihm schwer die Hand aufs Haupt, aber sagte nichts.

Als sie nachher Ref berichtete, was die drei Buben sich gewünscht hatten, lachte er und meinte: „Ja, so verschieden sind die Wünsche und ist die Art der Menschen, und selbst bei den Söhnen einer Mutter und eines Vaters. Einen Bauern, einen Viehzüchter und einen Kriegsmann hast du geboren."

Als Ref mit seinem Schiff voll grönländischer Waren nach Roeskilde kam, wurde er freundlich aufgenommen. Seit langem war kein Schiff mit solchen Waren mehr nach Dänemark gekommen, weil König Olaf allen Nordländern diese Fahrt verboten hatte. Ref begab sich sogleich zum König, geleitet von Thormod und Bolli Hackennase. Thormod trug zwei weiße Falken auf der Faust, und Bolli Hackennase brachte einen Zahn des Narwales, einen langen, schön gewundenen Zahn. König Knut freute sich am meisten über diesen Zahn und wunderte sich sehr, als er hörte, daß es der Zahn eines Seetieres sei. „Ich kenne solche Gebilde wohl", sagte er, „aber immer hat man sie mir als das Horn des Einhorns verkauft, das dieses Tier mitten auf der Stirne tragen soll. Aber nun sagt ihr, es stamme von einem Fisch?"

„Ja, so ist es", sagte Ref. „Es ist ein gelblicher Fisch, fünf oder sechs gute Schritte lang, und die Männchen haben diesen Zahn. Manche haben auch zwei Zähne. Man sagt, daß sie die Schiffe damit anbohren. Gefährlich ist es, sie zu fangen."

König Knut bedankte sich sehr. „Mit diesem Zahn", sagte er, „werde ich dem Bischof von Rom eine Freude machen. Im Frühjahr will ich eine Wallfahrt tun nach der Heiligen Stadt." Knut redete lang und leutselig mit Ref. Er war ein breitschultriger, lauter und fröhlicher Mann. Er fragte Ref nach allem, woher er komme und wohin er wolle. Ref sprach zu dem König ohne Verlegenheit und Umschweife und erzählte ihm, wie es ihm und den Seinen ergangen war und daß er nun vorhabe, sich in Dänemark niederzulassen und hierzubleiben, wenn der König es erlaube. „Ich habe wohl Ware genug", sagte er, „mir einen schönen Hof zu kaufen."

„Es freut mich, daß du so offen sprachst", sagte Knut. „Manche Gewalttat hast du auf dem Gewissen. Aber mich deucht, die Not und das Schicksal brachten dich dazu. Gegen diesen dicken Olaf und seine Leute hast du dich gut gehalten. Männer wie dich kann ich gebrauchen. Du hast Waren in mein Land gebracht, an denen es mangelte. An Walroßhaut für unser Schiffsgerät fehlte es sehr. Darum wollen wir dich gerne aufnehmen, und du magst dir Land und Hof kaufen, wo es dir gefällt. Wir werden dich in allem bestätigen und schützen, was du erwirbst. Darüber sollst du Brief und Siegel haben. Nur das eine —", der König brach ab und schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: „Ich will dich jetzt nicht nach deinem Glauben fragen. Du wirst bald selber einsehen, daß man in einem Christenlande nicht leben kann, ohne ergriffen zu werden von dem

Evangelium. Gewalt hast du hier nicht zu fürchten. Aber es geht für einen Mann, wie du nun werden wirst, nicht an, den Glauben der kleinen Leute zu behalten, die im Verborgenen an ihren alten Zaubereien hängen."

Ref verneigte sich stumm vor dem König und ging mit den Seinen zu dem Schiff zurück. Es wurde bald bekannt in der Stadt, welchen Reichtum der Grönländer an Bord hatte, an Walroßhäuten, Walroßzähnen und kostbarem Pelzwerk aller Art. Fünfzig Falken hatte Buckel in den Käfigen, darunter fünfzehn weiße, die man in Dänemark noch nie gesehen. Auch fünf Eisbären hatten lebend die lange Fahrt überstanden. Buckel hatte sie täglich mit Meerwasser begossen.

Ref verkaufte alles mit großem Gewinn. Er wohnte mit den Seinen in einem stattlichen Hause am Markt von Roeskilde. Oft war er bei dem König zu Gast. Wenn er mit Helga durch die Stadt ging, blieben die Leute stehen und grüßten den Grönländer, von dessen Reichtum und dessen Abenteuern viele Gerüchte umgingen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild.

Skizze von Agnes Harder.

Anna Wredem stand vor ihrem eigensten Besitz, vor einer Bildskizze, die über ihrem Schreibtisch hing. Morgen würde sie die Heimat verlassen, das alte Gutshaus, das vor dem Kamm des Isergebirges lag, und zu ihrer Freundin Lucie nach München gehen. Die Mutter hatte gedrängt, daß sie die Einladung annähme. Lucie war vor dem Krieg ihr ständiger Feriengast gewesen, hatte mit ihnen geweint, als die Nachricht aus den Karpathen kam, daß der Bruder Werner gefallen, in dem alle ihren künftigen Gatten gesehen hatten. Sie hatte sich dann als Erzieherin herumgedrückt, während Anna bei der Mutter blieb, die den Mann und nach ihm das Gut verlor, bis auf das alte Haus, das zu unmodern war für den neuen Besitzer. Nun hatte Lucie geheiratet, war in gute Verhältnisse gekommen und wollte die Freundin bei sich haben. Die, sehr einsam geworden, hatte schließlich angenommen.

Aber der Abschied von dem Bild wurde ihr schwer. Es war mit der kleinen Hinterlassenschaft des Bruders aus dem Felde gekommen. Der letzte unvollendete Brief sprach von einem rasch gewonnenen Freunde, einem jungen Maler. Durch den Namen war die Kugel gegangen. Wahrscheinlich war er an seiner Seite gefallen. Die Skizze war wohl noch naß eingepackt, im Vordergrund, wo der lehmige Viehweg auf die grüne Matte mündete, verwischt. Weiße Schneeberge, über denen eine Gewitterwolke stand, heranstürmend wie Jugend im Krieg, Schatten werfend auf das junge regennasse Gras, das, wo es noch im Sonnenschein lag, so frisch blickte wie Frühling. Eine Sandkaule darin, das offene Gatter ganz im Vordergrund in Erwartung der Herde. So unmittelbar war das gegeben, so stark, ohne jegliche Staffage, mit so kecker Hand hingesetzt, daß man die Freudigkeit der Jugend fühlte, die dahinter stand. Das kleine Bild, dessen Landschaft entfernt an die der Heimat erinnerte, war zu Anna Wredems Frühlingserlebnis geworden, umfaßte das Gedenken des Bruders und die Sehnsucht nach Sturm und Leidenschaft.

Sie hing ein seidenes Tuch vor, ehe sie ging. —

Lucie Altdorf empfing sie am Bahnhof und brachte sie in das eigene kleine Landhaus in dem Vorort. Erstaunt sah Anna auf die Wände, die mit Bildern behängt waren, deren Zusammenhang mit Kunst schwer zu erkennen war.

„Sammlung meines Mannes. Keine neue Schackgalerie, wie du siehst. Aber die Not unter den Malern ist groß. Winfried kauft aus Mitleid. Der Name belastet ihn."

„Ich dachte, dein Mann sei Kaufmann?"

„Im Nebenberuf. Er geht noch jeden Vormittag zwei Stunden in sein Bureau, worauf ich sehr achte. Übrigens hat er versprochen, heute zum Abendbrot zu kommen, deinetwegen. Wenn die Kunstausstellung eröffnet ist, sehe ich ihn meist sehr spät." — Lucie sprach mit dem Selbstgefühl des armen herumgestoßenen Mädchens, das eine wohlhabende Frau geworden ist.

Am Abend kam ein angehender Fünfziger, der einen guten Eindruck machte, viel redete und von seinem neuen Bild schwärmte.

„Sie müssen nicht nach den Wänden sehen, Fräulein Wredem. Dies ist eigentlich mein erster Ankauf, weil er der erste nach meinem Herzen ist. Das da stoße ich später an die Provinz ab. Lucie, ich erwarte die Damen morgen um zwölf in der Kunstausstellung. Wir essen dann mit dem Maler zusammen im Parkhotel. Vorher keinen Namen und kein Wort. Überraschung."

Am nächsten Tage bugsierte Altdorf seine Frau und ihre Freundin, die das Menschengedränge im großen Saal ganz stumm machte, nach einem der Seitenkabinette. Aber auch hier verstellten Menschen den Blick auf „sein" Bild. Schon winkte er einem großen, etwas schwerfälligen Manne, der sich mit schleppendem Bein herbeischob, als der Blick frei wurde. In diesem Augenblick stieß Anna einen leichten Schrei aus und wankte. Der Fremde, der indessen herangekommen war, stützte die sich gleich wieder Fassende.

„Oiten, was sagen Sie zu der Wirkung? Die Freundin meiner Frau, Fräulein Anna Wredem aus Schlesien. Der Schöpfer meines Bildes, Fritz Oiten."

„Sie", sagte Anna tonlos und deutete auf das Bild. Es war ihr Bild, war der verflossene Frühling ihres Lebens — aber verändert, breiter, satter, die Wolken trächtiger, schwärzer, die Berge klarer, die Weide durstig. Es war Sommer auf diesem Bild.

Er hielt ihre Hand.

„Seine Schwester. Und ich kam nicht. Ich fragte nicht. Aber ich werde Ihnen alles erklären. Ich werde —"

Altdorf, der leicht ungeduldig wurde, wenn er nicht sprach, kam auf sein Bild zurück.

„Sollte man nicht meinen, im nächsten Augenblick würde ein sahnefarbener Simmenthaler Stier im offenen Gatter stehen?"

Aber Oiten sagte nur ernst: „An jenem Tage ritt durch dieses Gatter der Tod." —

Die Unterhaltung beim Mittagessen bestritt das Ehepaar. Aber als man in der Halle den Kaffee trank, besann sich Lucie auf ein paar Besorgungen, und ihr Mann ging noch einmal in die Ausstellung zurück. So waren die beiden allein.

„Ich will Ihnen beichten, Anna Wredem. Denn Sie können nicht verlangen, daß ich Sie anders nenne als Ihr Bruder. Ich kenne Sie ja so gut durch ihn, Sie und auch Ihre Freundin, obwohl ich Sie beide heute zum erstenmal sehe. Ich kam nach dem Gefecht verwundet ins Lazarett." Er wies auf seinen Fuß. „Es dauerte sehr lange. Knochensplitter. Mein Gemüt umdüsterte sich. In der Etappe, in die man den Krüppel sandte, wurde es nicht besser. Malen mochte ich nicht mehr. Ich wurde ein schlapper, elender Kerl." Sie wollte ihn unterbrechen, aber mit einem Lächeln fuhr er fort: „Stimmt schon, ist aber Vergangenheit. Vor zwei Jahren half mir die Mutter Natur, daß ich wieder zu mir selber kam. Da malte ich jenes Bild, wollte einfach anknüpfen, nach zehn Jahren, wußte gar nicht, daß ich wirklich anknüpfen würde, daß —"

Er schwieg. Tränen standen in seiner Stimme. Da erzählte sie ihm, was ihr die Skizze geworden war in der Zeit.

Als man sich trennte, hatte Oiten um die Erlaubnis gebeten, Anna München zu zeigen.

„Wenn Sie sie selbst jedesmal bei mir abliefern wollen und zum Abend bleiben? Denn mir scheint, etwas von der Vergangenheit gehört auch mir."

„Dir gehört die Gegenwart, das Bild", sagte Altdorf eifrig, und seine Frau freute sich, einen Schimmer von Eifersucht in seiner Stimme zu hören. —

Es wurden echte Sommerwochen, hohe Zeiten des Jahres. Selbst Altdorf wußte nicht, daß es in München so viel zu sehen gab. Am letzten Tage standen Anna und der Maler noch einmal vor dem Bilde in der Kunstausstellung.

„Seltsam, mein Frühling ist zum Sommer geworden."

Er nahm ihre Hand.

„Willst du ihn hüten, Anna? Willst du meinen Sommer betreuen wie den Lenz — nur im Leben, nicht im Bilde?"

„Ich will", sagte sie ernst. Als sie hinausgingen, stützte er sich auf ihren Arm. „Wir sagen es erst der Mutter", bat sie.

Aber als Lucie sie auf die Bahn brachte und im Schlafabteil verstaute, lächelte sie listig.

„Wenn ich zu deiner Hochzeit komme — bitte, nicht abwehren — mußt du mir das Jugendbild von Werner schenken, das mit den Kinderlocken. Ich brauche es zu erzieherischen Zwecken bei meinem Mann."

Dann küßte sie sie und sprang hinaus. Aber als der Zug aus der Halle fuhr und sie nur noch die roten Lichter am letzten Wagen sah, nahm sie das Taschentuch vor die Augen.

„Werner", schluchzte sie in sich hinein, „der Frühling — die Liebe."

Schadenfreude als Volkshumor.

Von Josef Winckler.

Schadenfreude ist nicht die reinste Freude — solange sie nur geheim bleibt! Die wirkliche, echte Schadenfreude will sich am bewußten Ärger des Gefoppten wie am Gelächter der Mitwisser weiden, will möglichst öffentlich sein, denn das Wesen der Schadenfreude bedeutet den Triumph der eigenen Pfiffigkeit, die den andern übertölpelte, die den Widersacher hereinlegte, die den Gegenspieler in den Narrensack steckte. Schadenfreude, gedeutet nur als Freude am x-beliebigen Schaden irgend eines andern, ohne daß man selber sich einsetzte und den andern überwand, erzeugt niemals jene tiefere Anteilnahme, bleibt roh und dem Zufall ausgeliefert. Solch primitive Freude am Schaden irgend eines andern ist denn auch nirgends als Volkshumor anzutreffen, während jener Triumph der Pfiffigkeit, der zur Verspottung des Gehänselten des Beifalls aller Zuhörer gewiß sein kann, ein über die ganze Welt verbreitetes Volksvergnügen darstellt. Und hier zeichnet sich in unsterblichen Typen besonders das derbe, behagliche, däftige Niedersachsentum aus — vielleicht aus eben dieser ungeschlachten Art, die einen gesunden Nasenstüber eher verträgt — vielleicht aus seiner eigenbrötlerisch alten Bodenständigkeit, die hier durch Inzucht mehr Originale als anderswo sprossen läßt — vielleicht auch aus ungebändigter Streitsucht, dem alten „Sachsentrotz", der eigensinnigen Dickschädeligkeit, die Opfer suchen muß. Jedenfalls ist der edle Till Eulenspiegel nicht durch bloßen Zufall solch' niederdeutsches Landeskind; und wie er's treibt ist geradezu ein Paradebeispiel des Behagens an dicker Schadenfreude durch Hereinfall seiner Opfer. Alle seine Streiche finden hier leicht ihre Erklärung und Pointe. Ob Eulenspiegel den ganzen Tag buchstäblich die „Ärmel an den Rock wirft", weil der Schneider voll blinder Eile ihn zum Festnähen spornte: „Wirf sie doch schnell noch 'ran!" — ob er Bäckergeselle oder Schusterknecht ist, Mamsell und Meister sacken 'rein — ob Eulenspiegel selbst gelehrte Herren im Disput überwindet durch noch „gelehrtere" Fragen, die aus purster Gelehrtheit schon Mumpitz sind — was er auch treibt, niemand ist vor Blamage sicher, das Hänseln ist seine Mission, sein Lebenselement.

Diese echt niedersächsische Schadenfreude fänden wir zu unserer Verwunderung folgerichtig und typisch jetzt wieder bei Wilhelm Busch, dessen hundertster Geburtstag kürzlich ja gefeiert wurde. Seine Kunst entpuppt sich bei näherem Zusehen als eine einzige schallende Maultrommel über den Hereinfall gefoppter Mitmenschen, so daß man Busch früher oft als gemütsverrohend hinstellte; aber seine wahrhaft philosophische Gelassenheit, sein diebisches Schmunzeln über alle Torheiten und Schrullen der Welt versöhnen mit den unzähligen Streichen, die allen seinen Opfern ohne Ausnahme gespielt werden. „Max und Moritz" strotzen von heimlicher Schadenfreude ihres Autors. Diese Lausbuben sind geradezu Musterknaben professionellen „Anschmierens" von Mensch und Getier; wenn z. B. den genasführten Hühnern die Hälse länger und länger werden, indes ihr Gesang bang und bänger wird — wenn es von der „Frommen Helene" heißt: „Hier sieht man ihre Trümmer rauchen, der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen" — oder wenn jemand an einer Gräte erstickt und Busch über die Tücke dieses Objekts humorig dichtet: „Er hustet, bis ihm der Salat / Aus beiden Ohren fliegen tat" — Hans Huckebeins Streiche, der simple Heilige Antonius, Familie Knopp: das unverwüstliche Behagen am Hereinfall, der Hopser über die Einfalt der anderen triumphiert auf der ganzen Linie. Manche tragisch beginnende Geschichte endet so in harmloser Heiterkeit, und sämtliche Opfer ernten zum Schluß unsere Zuneigung. Beweis, daß Busch keine kalte Satire fabrizierte! Er selber begann als Münchener Kunstjünger mit übermütigen Streichen, bis er der „Einsame von Wiedensahl" wurde. Und hier, als Quintessenz seines langen Lebens, entringt sich ihm sehr bezeichnender Weise der Stoßseufzer: „Wer einsam ist, der hat es gut, — Weil keiner da, der ihm was tut!"

Und noch einer erwies dies saftig derbe Erbgut des niederdeutschen Volkswitzes, des Behagens an der Schadenfreude, und das ist der vielbeschriene Tolle Bomberg. Auch bei ihm entsprangen letztlich alle Streiche aus gleicher Lust, andere 'reinzulegen. Es tut hier nichts zur Sache, ob er in bewußter Auflehnung gegen Spießigkeit und Standesdünkel seine zahllosen Opfer aufs Korn nahm oder aus tragischer Blutsunruh des ungebändigten Temperaments — der Tolle Bomberg übertrifft sogar noch Eulenspiegel und Busch an Raffinesse, überall andern „was anzutun". Wenn er z. B. den Amtmann, der über ihn witzelte, in einen ausgetrockneten Brunnen hinabsteigen läßt und ihm noch einen Regenschirm nachwirft, wenn er den habgierigen Wirt Martin mit drei Eimern Wasser betrügt, wenn er Johann Strauß für seine Eitelkeit mit einem Auditorium von Wachspuppen beglückt, wenn er den Likörreisenden foppt und sogar die adligen Verwandten durch Straßenkehrer aus dem vorher gekauften Hotel hinausbugsiert — er ist der adlige Erzschelm wie Eulenspiegel der volksmäßige Erzschelm und wie in Wilhelm Busch der literarische Erzschelm steckt. Die ersten beiden Gestalten leben ihre Missetaten uns selber vor, Busch läßt die Missetaten an seinen Gestalten geschehen. Rechnen wir noch Professor Landois hinzu, der zum Besten eines Zoologischen Gartens auf Betölpelung des Publikums sich „umstellt", d. h. daraus eine eigene Lebensaufgabe machte, rechnen wir noch den alten Münchhausen hinzu, der in ungeheurer Lügenhaftigkeit nicht genug seinen Triumph über die Gutgläubigkeit auskosten konnte, so ist der niederdeutsche Schalkshimmel in seinen markantesten Vertretern versammelt und ihr gemeinsames Lebenselement ist die Schadenfreude als Volkshumor!

Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Ludwig Uhland.



Wieviel eine Schwalbe frißt.

Ein Forscher hat sich der Mühe unterzogen, zu beobachten bzw. zu berechnen, wieviel Insekten eine Schwalbenfamilie im Laufe eines Sommers verzehrt, und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß ein Schwalbenpaar zur Atzung der Brut und zu seiner eigenen Ernährung innerhalb eines einzigen Monats nicht weniger als 270 000 Insekten braucht, um satt zu werden. Solange das Pärchen noch keine Jungen hat, fängt jede der beiden Schwalben ungefähr 600 Fliegen und Mücken am Tage, was im Monat die stattliche Zahl von 36 000 Insekten ergibt. Man muß, um auf diese Rechnung zu kommen, allerdings annehmen, daß die Tiere während der Sommermonate, besonders aber während der Aufzucht der Jungschwalben, täglich sechzehn Stunden lang auf Futtersuche ausgehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.